

GLÜCK AUFGUT MIT GOTT IM POTT 2000



GLÜCK AUFGUT!

MIT GOTT IM POTT

ZWO

Glück auf! – Mit Gott im Pott ZWO

Taschenbuch (10 x 15 cm), 96 Seiten
Artikel-Nr.: 256410
ISBN / EAN: 978-3-86699-410-2

Das Ruhrgebiet ist mit etwa 5 Millionen Einwohnern eine der größten Metropolen Europas, und die Menschen hier sind einfach so herrlich echt, verrückt, herzlich, verschieden, liebenswert ... einzigartig eben! Und doch gibt es auch hier Menschen, die einsam sind, die sich verloren fühlen, keine Hoffnung mehr haben und am Leben verzweifeln. In diesem Buch beschreiben einige von ihnen, wie das Dunkel ihres Lebens hell und aus Hoffnungslosigkeit Hoffnung wurde. Andreas wächst am Rand des Ruhrgebiets auf und beschließt schon früh, alle Regeln ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de



GLUCK AUF! MIT GOTT IM POTT

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2020

© 2020 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256410
ISBN 978-3-86699-410-2

INHALT

Vorwort	5
Andreas	
Mit dem Kopf durch die Wand!	7
Sabri	
Wie ich meine Familie verlor und trotzdem mein Glück fand	21
Detty	
Auf der Suche nach einem Vater	35
Jörg	
Eine verzweifelte Suche nach der Wahrheit über Gott	45
Alan	
Graffiti und Rap / Drogen und Sex	55
Alexandra	
Sucht, Suche und wie alles doch ganz anders kam	75
Eliane	
Der Glaube an Gott hat nichts mit meinen Leben zu tun, oder doch?	87
Nachwort	96



VORWORT

Kaum zu glauben ...

Für viele war das Jahr 2020 im Jugendalter wahrscheinlich in unvorstellbar weiter Ferne. Nun leben wir schon in den »20er« Jahren – wie schnell die Zeit vergeht!

Waren wir nicht gestern noch jung?

Wer weiß schon, wie viele Lebensjahre seinem Leben zugedacht sind? Ganz gleich wie viele: Irgendwann – vielleicht früher, als wir meinen – gibt es uns nicht mehr. Mit dieser Tatsache sollten wir leben. Denken Sie unbedingt über Ihr Leben nach! Und dann? Stellen Sie sich auf eine Begegnung mit Ihrem Schöpfer, mit Gott, ein! Je eher, desto besser!

Wir leben nicht nur für uns selbst, als Selbstzweck oder um ständig neuen Wünschen nachzujagen. Oder doch?

Mehr als fünf Jahre nach dem Erscheinen des ersten Buches von »Glück Auf! Mit Gott im Pott« halten Sie nun Nummer »Zwo« in Händen.

In diesem Buch berichten Freunde von uns, wie sie über ihr Leben nachgedacht und umgedacht haben. Weg von einem Leben ohne Gott, hinein in eine Beziehung zu Gott – die beste Entscheidung ihres Lebens!

Weil wir an die Aussagen der Bibel und deren Relevanz für unser Leben glauben, wünschen wir Ihnen beim Lesen dieses Buches Gottes Segen.

Team »Hoffnung im Pott«



ANDREAS

MIT DEM KOPF DURCH DIE WAND!

In Schwelm, also etwa dort, wo das Sauerland, das Bergische Land und der Ruhrpott aufeinandertreffen, wurde ich 1971 geboren. Trotz der Nähe zu Wuppertal und den Großstädten des Ruhrgebiets war es ländlich dort, wo ich meine Kindheit und Jugend verbrachte. So war ich gern draußen in der Natur und genoss die Freiheit. Aber auch innerlich wollte ich Freiheit erleben, also keine Zwänge, keine moralische Keule, tun und lassen, was ich wollte. Ein Nachbar lebte das vor, der war so eine Art Alt-Hippie. Ständig machte er Party, und mein Eindruck war, dass der Mann wirklich sein Leben lebte und jede Menge Spaß hatte. Bei mir zu Hause allerdings sah es ganz anders aus: Meine Eltern Gerd und Gerda waren gläubige Christen, und so wuchs

auch ich in dieser frommen Atmosphäre auf: Gebet, Bibellesen, sonntags Gottesdienst, das ganze Programm. Das alles habe ich mitgemacht und dabei nie daran gezweifelt, dass es Gott tatsächlich gibt. Doch die Zwänge, Dinge zu tun und zu lassen und moralisch zu leben, gingen mir auf die Nerven. Gott schien mir eine Spaßbremse zu sein, und mit meinem Wunsch nach Freiheit passte das ganz sicher nicht zusammen. Wenn Freunde Wind davon bekamen, dass in meinem Elternhaus das Christsein bewusst gelebt wurde, war mir das äußerst peinlich. So tat ich alles, um jede Spur von Frömmigkeit zu verwischen. Der Wunsch nach Anerkennung bei Freunden und Kameraden war einfach deutlich stärker als die Überzeugung, dass es einen Gott gibt. Dass ich das Leben meiner Eltern nicht leben wollte, war mir schon sehr früh klar. All das wollte ich möglichst schnell hinter mir lassen.

Mit den Kindern in der Kirche habe ich mich deshalb eigentlich kaum eingelassen, mit denen konnte ich nicht viel anfangen. Viel besser zu beeindruckten waren die Leute in meiner Klasse. Mit erfundenen Geschichten schaffte ich es, mich in den Vordergrund zu stellen. Diebstahl und Lüge prägten schon im Alter von zehn Jahren meinen Alltag. Bald darauf habe ich auch Gewalt eingesetzt, obwohl ich total Angst davor hatte. Mein

Plan schien aufzugehen. Ich hatte viele Freunde, und mir machte das Leben Spaß. Es dauerte nicht lange, bis ich im Alter von 12 oder 13 Jahren regelmäßig Alkohol konsumierte. Ich merkte schnell, dass ich betrunken noch viel weniger Hemmungen hatte, irgendwelche Faxen zu machen, die bei meinen Kumpels gut ankamen. Kaum war ich 14, kamen auch noch Drogen dazu. Es war eine Klassenfahrt im 8. Schuljahr, wo uns Marihuana angeboten wurde. Natürlich war ich derjenige, der sich traute, an der Tüte zu ziehen. Wieder und wieder musste ich mich übergeben, aber Hauptsache, ich war der Typ, der sich getraut hatte. Tja, eigentlich war ich damals der Dumme.

Kurz vor Ende meiner Schulzeit befand ich mich in einem Teufelskreis aus Drogen, Alkohol und Gewalt. Ich war in der Rockabilly-Szene unterwegs und häufig sehr aggressiv. Eines Tages habe ich einen Typen aus der Szene verprügelt. Mir war nicht bewusst, dass seine Gang mit türkischen Clans zusammenhielt. So warteten nach der Schule eine ganze Menge Leute auf mich, die es mir heimzahlen wollten: Ich wurde richtig verdroschen. Ich schwor mir, mich dafür zu rächen, der Gedanke daran beschäftigte mich Tag und Nacht. Ich trat in eine Gruppe von Skinheads ein, weil ich mir erhoffte, dass die mir bei meiner Rache helfen würden. Die

Skins stellten sich als ziemlich feige heraus, und so war ich schnell wieder auf mich allein gestellt mit meiner Wut und meinen Rachegeanken.

An die Berufswahl bin ich völlig emotionslos herangegangen und habe einfach mit 16 Jahren eine Lehre zum Industrieschlosser begonnen. Dort kam ich wieder einmal an die falschen Leute, und das alte Spiel ging weiter: Immer Party, immer der Faxenkönig, ständig am Blaumachen und von Lernen keine Spur. Als Lehrlinge schlossen wir eine Wette ab: Wer würde es schaffen, am längsten krankzufeiern? Mit allen Raffinessen gelang es mir, fast 12 Monate am Stück krankzufeiern – mal waren es Herzstörungen, mal täuschte ich einen Sturz von der Leiter vor. Kurz vor Ende meiner Ausbildung bestimmten Alkohol und Drogen mein Leben so sehr, dass ich aus dem Betrieb flog – ich hatte meinen Ausbilder verhauen. Oberflächlich betrachtet hatte ich noch immer jede Menge Spaß, doch wenn ich spät in der Nacht von Kneipen und Partys nach Hause ging, war mir eigentlich klar: Mein ganzes Leben ist total verpfuscht! Ich sah überhaupt keine Möglichkeit, den ganzen Mist wieder auf die Reihe zu kriegen.

Wie sollte es weitergehen? Durch eine Freundin kam ich in die Gastronomie und versuchte, aus der Arbeit irgendwie das Beste zu machen:

jedes Wochenende Party und dafür noch Geld bekommen. Von dem Gewerbe hatte ich eigentlich nicht die geringste Ahnung. Mehr als Spiegeler braten konnte ich nicht. Natürlich wurde nach wie vor kräftig konsumiert, auch härtere Drogen kamen inzwischen ins Spiel und wurden zum beherrschenden Element in unserem Leben. Jedes eingenommene Geld wurde in Drogen umgewandelt. Einmal drückte mir ein Gast 500 Mark Trinkgeld in die Hand. Zu meinem Kumpel, den wir nur »den Langen« nannten, sagte ich: »Ey Langer, das haun wir heute Nacht noch aufn Kopp!« Wir gingen in die Stadt und dröhnten uns zu. Anschließend bekam der »Lange« Hunger. Trotz meines Zustands und obwohl ich keinen Führerschein hatte, sagte ich zu ihm: »Gib mir dein Auto, ich besorg uns was zu essen.« Auf dem Weg zur Tankstelle landete ich mittig vor einem Baum. Ich schleppte mich zu einem Bauernhof in der Nähe; der Bauer brachte mich zum Krankenhaus. Den Wagen, den ich geschrottet hatte, hatte mein Kumpel von seiner Mutter bekommen. Ich war nicht krankenversichert, und so musste ich alle möglichen Lügen erzählen, damit man mich im Krankenhaus behandelte. Wir schmiedeten Pläne, wie wir das kaputte Fahrzeug loswerden könnten, damit die Polizei nichts von meiner Alkohol- und Drogenfahrt mitbekäme.

Doch mein Vater unterband die Pläne, streckte mir das Geld für den kaputten Wagen vor und hoffte insgeheim, ich würde nun endlich mal mein Leben auf die Reihe kriegen. Doch daran verschwendete ich keinen Gedanken. Mit 16 000 Mark Schulden stand ich da – eine Summe, die mir unvorstellbar groß vorkam. Ich hatte überhaupt keine Hoffnung, jemals so viel Geld zu besitzen. Für mich waren 50 Mark schon was Dolles.

Um irgendwie an Geld zu kommen, brach ich in Häuser ein und verkaufte Drogen, zunächst nur im kleineren Kreis, dann an immer mehr Leute. Die Autobahn Richtung Venlo wurde mir immer besser bekannt. Wir fühlten uns sehr sicher, nicht erwischt zu werden. Bei einer dieser Touren machten wir uns gar nicht mehr die Mühe, das Zeug zu verstecken – die Menge ließ sich eh kaum verbergen, und so legten wir die Pakete einfach in den Kofferraum. Bisher waren wir immer gut durchgekommen, doch plötzlich ging an der Grenze die Schranke herunter. Zollbeamte begannen Wagen für Wagen zu durchsuchen. Mit meinen langen Haaren und dem tiefergelegten 3er BMW war mir klar, dass ich jetzt auffliegen würde. Drogenhandel, Körperverletzung und einiges andere würden mir jetzt um die Ohren fliegen. In dem Moment betete ich – zum ersten Mal seit vielen Jahren.

»Gott, wenn ich aus der Nummer noch mal rauskomme, lass ich das mit den Drogen sein und fange ein sauberes Leben an.« Der Wagen vor uns hatte dasselbe Städtekürzel auf dem Kennzeichen wie wir: EN für Ennepe-Ruhr-Kreis. In dem Wagen saßen ältere Leute. Als der Zollbeamte zu uns kam und fragte, was wir in Holland gemacht hätten, sagte ich ohne großes Nachdenken: »Wir sind mit meinen Eltern, die da vorne im Wagen sitzen, in Venlo zum Kaffeetrinken gewesen.« »Weiterfahren!«, sagte der Beamte nur. Einige Kilometer hinter der Grenze klappten wir zusammen vor Lachen. Wir stopften uns eine Pfeife und fühlten uns wie die Größten! Mein Versprechen an Gott war augenblicklich wieder vergessen.

Danach ging es in meinem Leben rapide bergab. Das Milieu, in dem ich unterwegs war, war ein Albtraum: Du konntest keinem vertrauen, es wurde ständig nur gelogen, dein Besitz war nicht mal vor deinen Kumpels sicher. Meinen Eltern konnte ich in dieser Zeit nicht mehr in die Augen schauen, zumindest nicht nüchtern. Nur unter Drogeneinfluss hatte ich ein wenig Selbstsicherheit. Nach einem großen Deal konnte ich für einige Zeit das Verticken sein lassen. Mit einigen Kumpels lebte ich in Frankreich und fühlte mich frei. Das Wetter war super, die Frauen waren super, die Sauferei

war super. Trotzdem konnte ich das alles nicht genießen. Mein Leben war nur noch unter Drogeneinfluss irgendwie erträglich. Immer mehr bekam ich den Eindruck, dass es Freiheit überhaupt gar nicht gibt.

Zurück in Deutschland stieg ich wieder ins Geschäft ein. Es war Sommer 1993. Noch immer ohne Führerschein fuhr ich mit dem Motorrad durch die Gegend. Ich wollte einen Freund mitnehmen, der aber keinen Helm dabei hatte. »Kein Problem«, meinte ich, »ich kenne einen Schleichweg durch den Wald, da sieht uns keiner.« Noch bevor wir am Wald ankamen, nahm uns jemand an einer Kreuzung die Vorfahrt, und wir knallten ihm volle Kanne in die Seite. Mein Kumpel ohne Helm, ich hatte meinen Helm nicht zugemacht. Wir flogen über die Kreuzung, waren überall am Bluten, hatten Knochenbrüche, Gehirnerschütterung und noch einiges mehr. Auf keinen Fall wollten wir die Polizei dahaben, doch da ließen die Passanten nicht mit sich reden. Beim Fahren ohne Autoführerschein war ich lange Zeit damit durchgekommen, dass ich mich als mein Bruder ausgab. Jetzt war allerdings das Problem, dass mein Bruder keinen Motorradführerschein hatte. Bei der ersten Gelegenheit flüchtete ich aus dem Krankenhaus, das Bein im Gips, den Arm in der Schlinge ... Ich ließ mich

abholen und zum Haus meiner Eltern bringen, die zu der Zeit im Urlaub waren. Dort spürte die Polizei mich auf, doch wieder konnte ich sie irgendwie abwimmeln. Innerlich war ich am Ende. Ich wusste absolut nicht mehr weiter. Ich ging in den Keller meiner Eltern, warf alles an Drogen ein, was ich noch in den Taschen hatte, und setzte mir ein Messer an die Pulsader. In diesem Moment kam meine Kindheit vor mein inneres Auge. Die Lieder, die Geschichten, die Gebete – alles war plötzlich wieder in meinem Kopf. Mir war klar: Wenn ich mir jetzt die Adern aufschneide, werde ich gleich vor Gott stehen. Was würde er sagen? Er würde mich einfach wegschicken, was sonst?! Ein Bibelvers ging mir durch den Kopf: »So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengeliebt, sondern ewiges Leben hat.« Ähnlich wie damals an der holländischen Grenze betete ich noch einmal: »Wenn es noch irgendeine Möglichkeit gibt, Gott, dann bitte, bitte, bitte hilf mir hier raus!« Ich schlief ein. Am nächsten Morgen war mir diesmal noch ganz klar, was ich getan und was ich gebetet hatte.

In jener Zeit gab es einen Mann, Jürgen, der immer für mich da war, der mich immer wieder besucht hatte. Ohne mich zu bedrängen, hatte er mir dennoch signalisiert: »Andi, du kannst jeder-

zeit zu mir kommen.« Er war ein Christ, aber hatte mich nie mit den Sachen über Jesus zugetextet. Jetzt wusste ich: Zu dem muss ich hin. Mit einem Taxi fuhr ich zu ihm und klingelte. Als sich die Tür öffnete, meinte er nur: »Mensch Andi, das hat aber lange gedauert, bis du kommst. Schon so lange bete ich für dich!« Es sprudelte nur so aus mir heraus: »Gott kann mich nicht annehmen, wie soll der das machen? Guck dir mal mein Leben an, was da alles passiert ist! Klar wünsche ich mir, frei zu sein, einfach leben zu können und diese ganze Schuld loszuwerden ...« Jürgen erklärte mir noch mal die Gute Botschaft: »Glaubst du, dass es Gott gibt?« »Ja«, meinte ich. »Glaubst du, dass er seinen Sohn gegeben hat, damit wir durch seinen Tod leben können?« »Ja«, sagte ich, obwohl ich es nicht richtig verstand. Jürgen erklärte es mir wieder und wieder: »Wenn du auf Jesus Christus vertraust und ihm dein Leben gibst, dann hilft er dir da raus! Du hast Mist gebaut wie alle anderen Menschen auch. Nicht nur der Drogenhandel oder das Fahren ohne Führerschein sind falsch vor Gott. Schon die Notlüge, das geklaute Blech aus der Werkstatt deines Chefs oder die zehn Blatt Kopierpapier, die du aus dem Büro mitgehen lässt, sind nicht in Ordnung – wenn wir es an den Maßstäben Gottes messen! Den Maßstäben Gottes werden

wir einfach nicht gerecht. Kein Mensch kann Gottes Maßstäben gerecht werden, keine Mutter Teresa, kein Papst, kein Andi. Die Menschen, die vor der Zeit Jesu gelebt haben, konnten mit Gott ins Reine kommen, indem sie sich ein Tier besorgten und es opferten. Das Tier starb dann anstelle der Menschen. Problematisch an dieser Regelung war, dass es niemals genug Tiere geben könnte, um für die Schuld der Menschen zu sterben, dafür häufen wir Menschen zu viel Böses an. Wir sind so verdorben. Deshalb hat Gott seinen Sohn auf die Erde geschickt. Jesus sagte den Menschen, dass er gekommen sei, um armen Menschen eine gute Botschaft zu verkündigen, für die Gefangenen Freiheit auszurufen, Blinden das Augenlicht wiederzugeben und Zerschlagene in die Freiheit zu senden. Was für eine Botschaft! Das ist das, was Jesus für uns Menschen getan hat. Am Ende seines Lebens wurde Jesus ans Kreuz genagelt. Er ist damit das Opfer geworden – so, wie die Opfertiere in der Zeit vor Jesus. Er war der Einzige, der als Opfer infrage kam, denn er lebte sein Leben, ohne gegen Gott zu sündigen.«

Mehr und mehr verstand ich, was Jürgen mir erklären wollte, und schließlich betete ich: »Jesus, komm in mein Leben und nimm die Schuld weg. Ich kann es nicht selbst tun!« Ich spürte, wie Jesus

mir die Last abnahm, brach in Tränen aus, als ich das spürte. Ich bekannte Gott die Schuld, die mir bewusst wurde. »Oh Happy Day!«

Jürgen wusste, dass ich aus Schwelm weg musste, wenn mein Leben irgendwie wieder in geregelte Bahnen kommen sollte. Seine Versuche, mich in eine Drogentherapie oder Gefährdetenhilfe zu bringen, scheiterten. Stattdessen sagte ich: »Bring mich nach Schoppen zu Wolfgang und Ulla.« Das waren mein Onkel und meine Tante, die ich dann wenige Stunden später nach vielen Jahren erstmals wiedersah. Als Teenie hatte ich ihre christlichen Freizeiten in einem abgelegenen Tal im Sauerland gerne besucht. In jener Zeit war ich dort als »Bomber« bekannt, meinem Körperformat entsprechend und weil ich beim Fußball immer in der Verteidigung spielte und mit Vorliebe den Ball nach vorne drosch. Vielleicht auch, weil ich gerne mit dem Kopf durch die Wand ging und ein unangepasster Dickschädel war. Nun stand ich da vor meinem Onkel, den kaputten Arm in der Schlinge, eine Bermuda-Hose und ein Hawaii-Hemd an, Schlappen an den Füßen, die Haare hingen seitlich bis auf die Schultern herab – ein Hippie der 90er. Wolfgang und ich grinsten uns an.

Er war schon immer ein Bücherwurm, und so dauerte es nicht lange, bis auch ich mit dem Lesen

beginnen musste. Voller Stolz konnte ich ihm schon nach einigen Tagen berichten, dass ich erstmals ein Buch bis zum Ende durchgelesen hatte. Wolfgang und Ulla hielten es tatsächlich mit einem Typen wie mir aus: Ich hatte keinen Berufsabschluss, hatte oft Mühe mit Autoritäten, und es ging mit mir noch ziemlich auf und ab. Aber ich erfuhr die Hilfe vieler Freunde, um charakterlich und im Leben als Christ zu wachsen. Mit der Zeit lernte ich, Verantwortung zu übernehmen. Mein Onkel ließ mich in seiner christlichen Buchhandlung mitarbeiten, und schließlich wurde ich dort Geschäftsführer. Nun mangelte es mir nicht an Ideen und Motivation, auch anderen Menschen, vor allem durch gute Bücher, eine Begegnung mit Jesus Christus zu ermöglichen.

Für mich war das Verbreiten von christlichen Büchern weit mehr als ein Job und ein Broterwerb. Obwohl ich bis zu jener Zeit, als ich mein Leben Gott anvertraut hatte, kein einziges Buch gelesen hatte, wurde ich nun auch zur Leserratte. Vor dem Hintergrund meiner eigenen Lebensgeschichte konnte ich vielen mit Büchern oder persönlichen Gesprächen durch schwierige Zeiten durchhelfen.

Mein Leben war so lange ein Suchen nach der Freiheit. Lange habe ich gedacht, Freiheit sei, wenn man tun und lassen kann, was man möchte. Heute

weiß ich: Freiheit ist die Gewissheit, dass mein Leben in Gottes Hand ist; dass ich die Ewigkeit bei Gott verbringen werde; dass ich heute ohne Angst leben darf. Kein Geld, kein Urlaub und nichts auf der Welt hat einen solchen Wert, wie wenn du Frieden mit Gott hast.

Andi B. wachte plötzlich und unerwartet, aber auch völlig friedlich, an einem Sonntagmorgen im Sommer 2016 im Alter von 45 Jahren nicht mehr auf. Seine innere Ruhe kam aus der Gewissheit, die wichtigste Frage seines Lebens längst geklärt zu haben: »Wie stehe ich zu Gott, und wie steht er zu mir?« Auf wunderbare Weise drückt sich das durch den Vers aus, der auf Andis Todesanzeige stand: »Da schickte der König nach ihm und schenkte ihm die Freiheit.« Andi war gut vorbereitet, sein Testament war verfasst, auch seine Beerdigung hatte er geplant, denn es war ihm wichtig, dass die Menschen dort das hören würden, was ihm selbst im Leben so wichtig war: die gute Botschaft von der echten Freiheit, die nur durch Jesus zu finden ist. Sein Leben hat sehr deutlich gemacht, dass es für Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt. Das gilt übrigens auch für jeden von uns!



SABRI

WIE ICH MEINE FAMILIE VERLOR UND TROTZDEM MEIN GLÜCK FAND

Hallo. Ich heiße Sabri.

Geboren bin ich in Syrien, in einem kleinen Dorf nahe der türkischen Grenze. Meine Eltern sind Angehörige der jesidischen Religion und somit auch Kurden. Ich bin der Älteste von fünf Geschwistern (ich habe drei Brüder und eine Schwester). An meine Kindheit und Heimat erinnere ich mich sehr gerne. Ich durfte bis zu meinem zehnten Lebensjahr eine schöne Kindheit genießen. Mein Vater war Lehrer und meine Mutter Hausfrau. Mein Vater war ein sehr angesehener Mann, besonders unter den Jesiden. Die ganze Familie von meinem Vater lebte in Deutschland. Aber er hatte sich damals als ältes-

ter Sohn entschieden, nicht mit seiner Familie nach Deutschland auszuwandern – wegen meiner Mutter und wegen seines Berufs. Die Familie von meiner Mutter lebte in Syrien.

Nun – einige Jahre später – entschieden sich meine Eltern, doch noch nach Deutschland auszuwandern. Vorher waren wir einmal in Deutschland zu Besuch. Ich war begeistert von diesem Land und wollte sehr gerne später hier leben – mit meiner ganzen Familie.

Als ich zehn Jahre alt war, sollte es dann so weit sein. Mein Bruder und ich wurden nach Deutschland geschickt zu meinen Großeltern, den Eltern von meinem Vater. Aber das Schlimme war: Der Rest der Familie blieb in Syrien. Mein Vater und meine Brüder durften zwar nach Deutschland, aber meine Mutter nicht. Die syrische Regierung gab ihr keine Erlaubnis, das Land zu verlassen. Und weil meine zwei anderen Brüder noch sehr klein waren, blieben sie bei meiner Mutter. Natürlich musste mein Vater deshalb auch in Syrien bleiben, um die Familie zu ernähren.

So hatte ich mir das nicht vorgestellt – und ich denke, meine Eltern auch nicht. Es war unfassbar traurig: ein Zehnjähriger und sein zwei Jahre jüngerer Bruder, getrennt von Heimat, Freunden und Familie. Es schmerzt mich immer noch, wenn ich

an die ersten Wochen oder Monate zurückdenke. Ich kann mich daran erinnern, dass ich fast täglich weinte. Ganz schlimm war es, wenn ich mit meiner Mutter telefonieren wollte: Ich bekam kaum ein Wort heraus, ich musste nur weinen. Wann würde ich meine Mutter, meine Geschwister und meinen Vater wiedersehen? Ich zählte die Tage, aber aus Tagen wurden Monate, und aus Monaten wurden Jahre. Ganze zwölf Jahre, um genau zu sein. So bin ich zwölf Jahre ohne meine Eltern aufgewachsen.

In dieser Zeit kreiste immer wieder dasselbe Bild in meinem Kopf: Es war die Szene, wie ich meine Mutter das letzte Mal anschaute, bevor ich sie aus den Augen verlor. Sie sah mir tief in die Augen, während sie vor Schmerz weinte. Als hätte sie es geahnt, dass aus »ein paar Tage später« ein »ein paar Jahre später« werden würde. Ich kann mir nicht genau vorstellen, wie schlimm das für meine Mutter war, aber als dreifacher Vater kann ich das heute ein bisschen nachfühlen. Es muss auch für sie ein unfassbarer Schmerz gewesen sein.

Zu Anfang hatte ich ganz große Hoffnung, dass der Rest der Familie bald nachkommen würde. So trösteten mich auch mein Vater am Telefon und meine Großeltern und der Rest der Verwandtschaft hier in Deutschland. Das war unter anderem auch der Grund, warum mein Bruder und ich überhaupt